

Liebe Gemeinde, Sie war plötzlich einfach da. Diese Gewissheit - jetzt ist es wichtig, in die Kirche zu gehen und Gottesdienst zu feiern. Jeden Sonntag. Denn was dort geschieht, geht tief hinein in die Seele. Die Worte aus der Bibel, die Predigt, manches Lied – alles wird zur Offenbarung. Es bewegt und macht einem klar: hier gehöre ich hin. Manchmal erzählt mir ein Mensch von diesem besonderen Moment, dem Moment seiner Bekehrung. In der Regel geschieht so eine Bekehrung nicht in den mühelosen Lebensphasen, wenn alles in ruhigen Bahnen läuft. Oft sind Konflikte, Zweifel, Verluste oder ähnlich verstörende Erfahrungen der dunkle Hintergrund, vor dem der eigene Glaube plötzlich bedeutsam wird.

Ein Mann schreibt seiner Patentante, wie für ihn der Glaube wichtig wurde.

Ich habe mich in diesem Sommer davon zu überzeugen versucht, dass mir, wenn ich anklopfe, geöffnet wird – ohne dass ich mir sicher war, auch eintreten zu wollen. Und plötzlich sind für mich... die Worte des Evangeliums lebendig geworden! Ich weiß jetzt, wo Die Wahrheit und Das Leben zu finden sind! Fast einunddreißig Jahre lang verließ ich mich nur auf mich und hörte nicht auf Angst zu haben, und heute entdecke ich, dass man ohne Angst leben kann – nicht ohne Leid, das nicht, aber ohne Angst -, und ich kann diese gute Nachricht gar nicht fassen. Ich komme mir vor wie ein Tischtuch voller Falten, Krümeln und mehr oder weniger appetitlichen Speiseresten, das plötzlich ausgeschüttelt wird und fröhlich im Wind schnalzt. (Emmanuel Carrère, Das Reich Gottes, Berlin 2016 I. Krise 7 ebook 978-3-95757-294-3)

Bei einem Gottesdienst ist das passiert. Der Priester liest aus der Bibel und ein Satz aus dieser Lesung bringt die große Umkehr. Jetzt ist er Christ. Sein Leben steckt in der Krise - in der Ehe kein Glück, zuviel

Alkohol, eine Schreibblockade, die schon 3 Jahre anhält. Und dabei ist er Schriftsteller und lebt vom Schreiben. Jetzt aber findet er Halt, er kann nun glauben. So erzählt es der Franzose Emmanuel Carrère in seinem Buch „Das Reich Gottes“.

Als ich von diesem Bekehrungserlebnis gelesen habe, habe ich mich gefragt: Wie bin ich zum Glauben gekommen? Von meiner Taufe im ersten Lebensjahr ist mir keine Erinnerung geblieben. Ich weiß, dass meine Mutter mit uns abends gebetet hat, als wir klein waren. Ich erinnere mich vage an den Kindergottesdienst. Als Jugendliche bin ich aktiv in unserer Kirchengemeinde, fahre mit der Evangelischen Jugend aufs Sommerzeltlager. Dort beginnt jeder Tag mit einer Morgenandacht unter freiem Himmel. Die Fahne trägt das Symbol der evangelischen Jugend: einen Kreis mit einem Kreuz. Das Kugelkreuz sagt uns: wir Jugendlichen gehören Jesus, dem Herrn der Welt. An einige Lieder, die wir damals gesungen haben, erinnere ich mich heute noch. *Jesus Christus, König und Herr, sein ist das Reich, die Kraft, die Ehr. Gilt kein anderer Namen heut und ewig. Amen* Dort am Fahnenmast im Morgendunst hab ich das ganz ungezwungen mitgesungen. Schon ein paar Jahre später finde ich die Worte „Herr“ oder „König“ nicht mehr passend für Jesus von Nazareth. Jesus ist doch mein Freund, mein Bruder, ein Vorbild...

Bei mir ist das, was ich meinen Glauben nenne, eher langsam, manchmal fast unbemerkt gewachsen. Ich denke, das geht vielen so. Als Kind getauft. Dann der Großvater, der uns in die Kirche mitgenommen hat, die Jugenddiakonin, mit der wir ins Zeltlager gefahren sind, der Pfarrer, der uns konfirmiert hat, eine Nachbarin, die so freigebig war mit ihrer Hilfe - das sind Christen, die einen beeindruckt und prägen. Die Bekehrung, von der der Schriftsteller Emmanuel Carrère erzählt, ist

natürlich weitaus aufregender. Endlich für den Glauben begeistert fühlt er sich wie ein von Krümeln und Schmutz befreites Tischtuch, das fröhlich im Wind knattert.

Drei Jahre später aber verlässt ihn seine Begeisterung für den Glauben, einfach so, sang- und klanglos.

Auch davon höre ich gelegentlich im Gespräch mit Menschen, dass ihnen der Glaube abhanden gekommen ist. Irgendwann verblassen die vertrauten Gewohnheiten. Nach einem Umzug findet man keinen Kontakt zur Kirche. Irgendwann verliert selbst der Kirchgang am Heiligen Abend an Bedeutung. Ganz nebenbei. Für andere Menschen zerbricht der Glauben, wenn Leid mit kühler Hand nach ihnen greift. Ein Mann hat eines seiner Kinder früh zu Grabe tragen müssen. Jahrzehnte später klingt in ihm immer noch die Erschütterung nach. Er kann es nicht begreifen, dass ein kleines dreijähriges Kind von einer heimtückischen Krankheit befallen wird und über Monate dahinschwindet, bis es schließlich stirbt. Wer das gesehen hat, sagt er, der kann einfach nicht mehr an den lieben Gott glauben.

Wer durch eine schwere Krise hindurch muss, der erlebt, dass sein Glaube sich verändert. Ja, manchmal zerbricht dabei etwas. Es zerbricht möglicherweise das Bild vom lieben Gott. Der liebe Gott gehört zu unserem Kinderglauben. Wer in der Kindheit gehört hat: nun sei mal schön lieb, der hat genau gewusst, was jetzt von ihm erwartet wird: tun, was die Eltern oder die Lehrer wollen, sich anpassen, nicht stören, unauffällig sein. Der liebe Gott, der Gott unserer Kindheit, ist auch so ein angenehmer Partner gewesen, einer der tut, was wir uns wünschen, und uns nicht durch Unerwartetes irritiert.

Aber das Zerbrechen der Gottesbilder gehört mitten hinein in den Glauben. Wenn wir uns allzu sicher sind, wie Gott ist und was er macht –

dann hängen wir unser Herz mehr an unsere Vorstellungen, als an den einen, unergründlichen Gott. Martin Luther hat das zugespitzt so ausgedrückt: *Es geht also zu mit dem Glauben, dass oft der, so da meint, er glaube, nichts überhaupt glaube, und wiederum, der da meint, er glaube nicht, sondern verzweifelt, am allermeisten glaube.*

(zitiert nach P.Althaus, Die Theologie Martin Luthers Gütersloh ⁵1980 S. 62)

Das hört sich paradox an, in sich widersprüchlich. Doch genau dieses Paradox erleben wir in einer Jesusgeschichte aus dem 9. Kapitel des Markusevangeliums:

Als sie zu den (anderen) Jüngern zurückkamen, sahen sie diese inmitten einer großen Menschenmenge, von Schriftgelehrten in ein Streitgespräch verwickelt. Als nun die Leute alle ihn erblickten, erschrakten sie, liefen herzu und begrüßten ihn. Er fragte sie: »Worum streitet ihr mit ihnen?« Einer aus der Menge antwortete: »Meister, ich wollte hier meinen Sohn zu dir bringen, weil ein Geist in ihm steckt, der ihn der Sprache beraubt. Und immer, wenn er ihn anfällt, zerrt er ihn hin und her, so dass er schäumt, mit den Zähnen knirscht und starr wird. Nun habe ich zu deinen Jünger gesagt, sie sollten ihn austreiben. Doch sie sie konnten es nicht.«

Er antwortete ihnen: » O ihr ungläubiges Geschlecht, wie lange muss ich noch bei euch sein? Wie lange soll ich es noch mit euch ertragen? Bringt ihn her zu mir!« Und sie brachten ihn zu ihm. So wie ihn der Geist erblickte, krampfte er den Knaben zusammen, und er stürzte zu Boden und wälzte sich schäumend hin und her. Da fragte er seinen Vater: »Wie lange geht das schon so mit ihm?« Er antwortete: »Von Kind auf! Oft hat er ihn auch schon ins Feuer geworfen und ins Wasser, um ihn umzubringen. Wenn du etwas kannst, so erbarme dich über uns und hilf uns!«

Jesus antwortete ihm: »Wenn du kannst - wer glaubt, kann alles.«

Sogleich schrie der Vater des Kindes: »Ich glaube! Hilf meinem Unglauben!«

Als nun Jesus den Menschaufwurf sah, herrschte er den unreinen Geist an und sagte:»Du sprachloser, stummer Geist, ich gebiete dir: Fahre aus von ihm und fahre nie wieder in ihn zurück!« Da schrie er laut auf, krampfte ihn heftig zusammen und fuhr aus. Und der Knabe lag wie tot, so dass viele Leute sagten: »Er ist gestorben!« Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf und er erhob sich.

(aus: Das Neue Testament. Übersetzt und kommentiert von Ulrich Wilckens, Zürich/Einsiedeln/Köln und Gütersloh ⁵1977)

Die Schriftgelehrten haben es schon immer gewusst. Diese Jünger sind elende Angeber. Große Sprüche, nichts dahinter. Die Jünger selbst sind beschämt durch ihre eigene Hilflosigkeit. Aber Jesus denkt nicht daran, sie zu trösten. Er seufzt laut und alle können es hören: *Was seid ihr nur für eine ungläubige Generation? Wie lange soll ich noch bei euch sein?*

Die Jünger können nicht glauben, dass alles möglich ist. Deswegen scheitern sie. Dabei macht gerade das uns Menschen zu Menschen, dass wir nicht nur ertragen, was grade ist. Wir können weit über uns hinaus denken und hoffen. Mensch zu sein ist weit mehr, als sich an das, was ist, anzupassen. Ein Mensch zu sein, bedeutet zu sagen: „Alles ist möglich“. Ja, es gibt Heilung für einen Schwerkranken, ja, es gibt Arbeit für den Arbeitslosen, ja, es gibt Frieden in Palästina und Syrien. Alles ist möglich – das ist ein Satz, für den man Glauben braucht.

Kaum hat der Vater seinen Sohn zu Jesus gebracht, überfallen ihn die üblichen Symptome: er wird zu Boden gerissen. Schaum vorm Mund wälzt er sich hin und her. Jesus aber bleibt ganz ruhig. Er fragt den

Vater: Wie lange hat er das schon? Jesus fängt nicht bei dem Kranken an, sondern bei seinem Vater. Er ermutigt ihn zu sprechen und der Vater erzählt die Leidensgeschichte seines Sohnes. Jesus lässt ihn ausreden und sagt ihm damit: Ich versteh dich. Die Geschichte deines Sohnes, das ist auch deine Geschichte, die Geschichte deiner schlaflosen Nächte, die Geschichte deiner Verzweiflung und Ohnmacht. Jesus ist ganz Ohr, ganz und gar Herz für den Vater.

Der reagiert entsprechend. Nicht: hab Erbarmen mit meinem Sohn, nein, habe Erbarmen mit **uns** und hilf **uns**. Es geht nicht nur um den Sohn, es geht genauso um mich. Ich brauche Hilfe. Hilf mir, wenn du kannst.

Der Vater tut hier etwas, was wir alle gern tun, wenn unser Leben schwierig wird. Wir schieben die Verantwortung von uns weg auf andere, hin zu einem starken Helfer. Hilf uns, wenn du kannst, sagt der Vater zu Jesus. Das hört sich bescheiden und ergeben an, ganz wie wenn der Vater einräumen würde: Helfen ist sehr, sehr schwer. Aber unterschwellig heißt das doch auch: Wenn's nicht klappt, nun dann kann ich dir's vorwerfen, dann bist du verantwortlich für mein Elend.

Jesus, hellwach für den Vater, geht auf diese unterschwellige Botschaft ein: Was heißt hier, wenn du kannst? Bitte keine Zuweisung von Verantwortung, die du selbst zu tragen hast. Ich höre Jesus sagen: Ich bin nicht verantwortlich für deinen Umgang mit deinem Sohn. Du selbst musst übernehmen, was nur du kannst. Dann kann ich übernehmen, was ich kann. Sag: wofür lebst du? Ist da Platz in deinem Leben für deinen Jungen? Oder gibt's da soviel anderes, was dein Herz besetzt - dein Job, dein Geld, dein Ansehen....

Und Jesus fährt fort: *wer glaubt, kann alles*. Mit anderen Worten: Wenn du Vertrauen hast, dann ist dir alles möglich!

Dieses Wort trifft. Es trifft den Vater in seiner Ohnmacht, in seiner Zerrissenheit. Er hat so oft das große Wort geführt, zuhause und bei all Ärzten, diesen Versagern, und erst jetzt gerade, als er sich mit den Jüngern herumgeschlagen hat, um endlich an Jesus heranzukommen. Dieser Mann ist – so lässt es uns das Markusevangelium erahnen - ein kraftvoller Typ, einer, der auf den Tisch haut, und lauthals sein Recht verlangt. Jetzt aber zerbricht die väterliche Allmachtsfassade. Der Vater bricht in Tränen aus, er heult auf: Ich glaube, hilf meinem Unglauben, ich will ja vertrauen, aber ich schaffe es immer wieder nicht!

Der Vater bekennt sich zu dem, was für jeden Menschen schier unerträglich ist: ich halt's einfach nicht aus, nur hilflos dazustehen. Deswegen bin ich oft zornig und ungerecht. Wir kennen das: Hilflosigkeit und Zorn, Ohnmacht und Ungerechtigkeit. Er, der Vater, schreit für uns: Ich glaube, hilf meinem Unglauben.

Nun, als der Vater anerkennt, wie brüchig sein Glaube ist, nun kann Jesus den Knaben und seinen Vater heilen. Ein Paradox blitzt auf – grad im Unglauben liegt hier der größte Glaube. Grad da, wo der Vater aufhört sich an irgendetwas festzuhalten, grad da wo er sein totales Angewiesensein eingesteht, seine Verzweiflung und Hilflosigkeit, dort kommt er dem unergründlichen Gott nah.

Unergründlich ist unser Gott. Meine Vorstellungskraft kommt an eine Grenze, wenn ich über Gott nachdenke. „*Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht*“ hat Dietrich Bonhoeffer gesagt. Gott ist nichts, was man sehen, wissenschaftlich nachweisen oder klar definieren kann. Gott ist das Undefinierbare, Unbegrenzbare: eine unsichtbare, unendliche Wirklichkeit. Er ist nicht eine weitere Dimension unserer vieldimensionalen Wirklichkeit, er ist eine ganz und gar andere

Dimension. Der Theologe Hans Küng sagt: „*Dieser Bereich des Ungreifbaren und Unbegreifbaren, die unsichtbare und unermessliche Wirklichkeit Gottes lässt sich nicht rational beweisen*“.

Genauso wenig lässt sich beweisen, dass es sie nicht gibt. Deswegen gibt es keine Beweise, aber gute Gründe zu glauben. Hans Küng nennt den Glauben den „*Akt des vernünftigen Vertrauens*“, und er meint damit: ein vernünftiges Vertrauen schließt unser Denken ein, unser Fragen und unser Zweifeln. Vernünftiges Vertrauen ist eine Aufgabe für unseren Verstand, für unseren Willen und für unser Gemüt. Dieses vernünftige Vertrauen ist im biblischen Sinn Glauben. Beim Glauben geht es nicht nur darum, bestimmte Sätze für wahr zu halten. Es geht darum, sich ganz einzulassen auf die Wirklichkeit Gottes. (dazu H. Küng, Credo München 1992 S. 21/22)

Mich fasziniert es, dass Menschen von diesem Gott in Anspruch genommen werden, die selbst von ihrem Glauben keine hohe Meinung haben. Sie scheuen sich oder wehren sich sogar, sich als Christen zu bezeichnen. Trotzdem spürt man urchristliches Denken und Handeln bei ihnen. Ich nenne das: den Christusgeist in jemanden spüren. Theo Padnos scheint mir so ein Mensch zu sein. Padnos ist ein amerikanischer Autor, der fließend arabisch spricht. Er kennt Syrien seit langem. 2012 will er eine Reportage schreiben über die Rebellen. Dabei gerät er in die Hände der Nusra-Front, eines Ablegers der Al Kaida. Die Nusrakrieger nehmen Padnos in Geiselhaft. Erst 22 Monate später kommt er wieder frei. In einem Interview, das im Juli in der Zeitschrift Chrismon erschienen ist, erzählt Padnos von der Geiselhaft. Mehrfach wurde er dabei gefoltert. Natürlich dachten seine Aufpasser: dieser Amerikaner ist Christ. Aber Padnos sagt: *Ich habe ihnen oft gesagt, ich bin nicht*

wirklich Christ. Ich habe die Bibel nicht richtig gelesen, den Koran kenne ich besser. Aber ich glaube an eine wichtige Lehre, und die lautet: Liebe deine Feinde. Ich glaubte das damals und ich glaube das heute. Wir müssen anständig mit der arabischen Welt umgehen. Ich weiß, das klingt naiv, aber das ist der einzige Weg.

Nun kenne ich diesen Theos Padnos nicht persönlich. Ich verlass mich darauf, was ich von ihm lesen kann. Dieser Mann redet nicht nur von der Feindsiebe, er versucht sie auch zu leben - und das ist erstaunlich für jemanden, dem Gewalt angetan worden ist. Padnos verspürt heute keinen Hass mehr auf seine Folterer, und auch keine Wut. Überhaupt keine Wut?, wird Theo Padnos am Ende gefragt. Er antwortet: *Die Art, wie ich gelitten habe, ist doch nichts im Vergleich dazu, wie andere leiden, die ihre ganze Familie verloren haben. Als sie mir das angetan haben, war ich wütend, sehr wütend. doch Ich weiß auch nicht warum. Je mehr man sie versteht, desto mehr vergibt man ihnen.*" (aus Chrismon.

Das evangelische Magazin 07.2016 S.36 -40)

Wie man Glauben findet, scheint wirklich ein Geheimnis zu sein. Durch Bekehrung. Langsam Hineinwachsen. Oder aus einer inneren Überzeugung. Glaube ist nichts, was man besitzt. Glaube wächst und Glaube kann verloren gehen.

Und manchmal ist es mit dem Glauben wie mit einem Tischtuch, das eben noch unbeachtet verknittert und verkrümelt dalag. Doch auf einmal wird es durch einen Windstoß hochgehoben, fliegt frei und unbeschwert und ist völlig neu. Und der Friede Gottes.....